

Nick Harkaway

TIGERMAN

Roman

Aus dem Englischen
von André Mumot

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Tigerman« bei William Heinemann.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe Nick Harkaway 2014
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-8135-0670-9

www.knaus-verlag.de

Für Clemency

Ich wusste, dass ich ein Vater sein wollte.

Ich wusste nicht, wie sehr,
bis ich einer war.

Mein Vater hatte mit ihm eine dieser engen englischen Freundschaften geschlossen (erstes Adjektiv ist vielleicht ein wenig exzessiv), die damit beginnen, alles Vertrauliche außen vor zu lassen, und bald schon jede Unterhaltung auslöschen.

Jorge Luis Borges: *Tlön, Uqbar, Orbis Tertius*

1

Der Pelikan

Der Sergeant und der Junge, der sich selbst Robin nannte, saßen auf den Stufen des alten Missionshauses und beobachteten, wie eine Taube von einem Pelikan verschluckt wurde.

Das Ganze kam überraschend für alle Beteiligten, offenbar nicht zuletzt für den Pelikan, der sich geistesabwesend darauf eingelassen hatte und nun zu wünschen schien, er hätte es bereits hinter sich. Von Natur aus war er ein friedfertiger Vogel, doch die Taube hatte seine Geduld schon seit Monaten überstrapaziert; hatte sich zwischen ihn und die Brotkrumen, die die Menschen ihm beim Vorbeischielern zuwarfen, gestürzt und war immer wieder herabgeschossen, um ihm den schmackhaftesten Fisch direkt aus dem Schnabel zu reißen.

An diesem Morgen hatte es dem Pelikan offenkundig gereicht, und als die Taube drauf und dran gewesen war, zwischen ihn und ein saftiges Stück Fisch zu schnellen, hatte er seinen Schnabel zur vollen Größe aufgerissen und, begleitet von der kreischenden Empörung seines Gegners, den Fisch mitsamt der Taube verschlungen. Der Sergeant glaubte in jenem Moment einen Ausdruck träumerischer Selbstzufriedenheit auf dem Gesicht des Pelikans zu erkennen, doch vielleicht war es auch bloß die Vorahnung kommender Verdauungsprobleme.

Der Junge war so beeindruckt, dass er – ganz gegen seine Gewohnheit – das Comicheft, in dem er gerade las, auf der Mauer neben sich ablegte und seine Aufmerksamkeit gänzlich dem sich abspielenden Drama zuwandte. Das hatte der Sergeant noch nie bei ihm erlebt. Selbst im letzten Jahr, als der Vulkan ausgebrochen und

überall Asche und Feuer vom Himmel gefallen waren, als der Sergeant ihn sich unter den Arm geklemmt hatte und wie der Teufel zum nächstbesten Keller gestürmt war, hatte der Junge verzweifelt seine *Planetary*-Ausgabe, Band 7, festgehalten und mit der anderen Hand das altmodische Nokia-Handy umklammert, das er immer in der linken Hosentasche mit sich herumtrug.

Diese Stücke waren der einzige Beweis dafür, dass es jemanden geben musste, dem er am Herzen lag. Das Telefon klingelte immer mal wieder, und dann und wann hatte er ein neues Heft, das an den Ecken abgewetzt war, dem aber keine Seiten fehlten, und selten war es mehr als drei Monate alt. Manchmal trug er in seinem Rucksack zwei oder drei ungelesene Hefte herum, wenn der Nachschub nicht planmäßig gekommen war und er auf die vorangegangene Ausgabe wartete, damit der Handlungsablauf nicht durcheinanderkam. Gewahrte Kontinuität war ihm sehr wichtig, wie er dem Sergeant wortreich erklärt hatte. Die Dinge sollten in der richtigen Reihenfolge passieren.

»Sonst funktioniert die Geschichte nicht«, sagte er. »Dann ist die Erzählstruktur komplett versaut. Ich meine: *WTF?*« Er sagte nicht *What the Fuck*, sondern tatsächlich nur die Buchstaben, und verdrehte dabei die Augen.

So war es eben. Sein Englisch hatte der Junge sich selbst beigebracht, und es war holprig, gespickt mit Einschüben aus Filmen, Fernsehsendungen und Online-Spielrunden, deren Teilnehmer sich in Amerika, Europa oder China befanden. Er konnte in einem Moment wie ein verbissener Harvard-Erstsemester klingen und schon im nächsten wie ein Teenager, der in Shanghai als professionell spielender Goldfarmer in einer riesigen Lagerhalle voller Rechner zockt.

Ging es um Geschichten und Figuren, zeigte er sich besonders professoral: »Es muss eine langfristige Entwicklung gezeigt werden, sonst ist alles bloß Krawall.« Als es so aussah, als könne der Sergeant seiner Argumentation nicht wirklich folgen – es war eines ihrer ersten Gespräche gewesen, und die Bildung des älteren Mannes auf diesem Gebiet hatte noch nicht begonnen –, hatte er rasch den Kurs

gewechselt und sich erkundigt, ob der Sergeant womöglich ein Stück Schnur besitze, um einen Drachen steigen zu lassen. Das war dann auch tatsächlich der Fall gewesen, und er hatte es dem Jungen mit Freuden ausgehändigt.

Der Kopf der Taube war verschwunden, und die Protestlaute aus dem Schlund des Pelikans verklangen langsam. Also griff der Junge wieder zu dem Comicheft und las mit der ihm eigenen Konzentration. Der Sergeant lehnte sich zurück gegen die Mauer, als wäre die Angelegenheit gar nichts Besonderes gewesen, obwohl er, wenn er ehrlich war, niemals etwas Vergleichbares gesehen hatte.

Sie bildeten ein ungewöhnliches Paar. Der Sergeant war von mittlerer Größe, mit markanten Zügen und gerade einmal sechs Monate von der vierzig entfernt. Dennoch sah er abgekämpft aus und auch ein bisschen verloren. Sein Gesicht war von einem Leben im Militärdienst an unwirtlichen Orten ledrig geworden, und er hatte Narben, die ihm peinlich waren. Narben sollten dünne, verwegene anmutende weiße Linien sein, keine runzligen Würmer, die sich einem über die Schulter ziehen und abscheulich jucken. Sie sollten diskret sein, sodass sich ein Mann vor Frauen mit ihnen brüsten konnte. Er war stämmig – und zum Teil, das musste er zugeben, waren nicht seine durchaus kräftigen Muskeln, sondern sein derzeitig so bequemes Leben daran schuld –, doch immer schien er sich vorsichtig zu bewegen, als käme die Welt ihm fragil vor und als wolle er sie nicht zerbrechen.

Der Junge wiederum war in knabenhafter Weise androgyn, ohne ein Gramm Fett am Körper und mit ungepflegtem, kurzem schwarzen Haar. Er schien sich für alles zu interessieren und verfügte über eine ruhelose Intelligenz, die man womöglich als Hochbegabung bezeichnen konnte. Der Sergeant schätzte sein Alter auf irgendetwas zwischen zehn und vierzehn. Immer klebte Staub an ihm, oft auch Grasflecken oder Ölspritzer. An seinen Unterarmen zeichneten sich deutlich kindliche Muskeln ab, die von der Arbeit herrührten, die er wohl verrichtete, wenn er nicht gerade Comichefte las und Zeit mit seinem Freund verbrachte. Er trug einen langen Arbeitskittel,

der ihm an den Schultern etwas zu weit war, sodass er in ungünstigen Momenten wie ein Strichmännchen in einem Lampenschirm aussah. Vor der rissigen Fassade des Missionshauses und im Licht des späten Nachmittags glich er einem Mönch, und der Sergeant erwartete jeden Moment, dass er den Kopf heben und aus dem Buch *Superman*, Kapitel 9, Vers 21, predigen würde: *Die Welt aber solle Dich kennen als einen verschwommenen Fleck und als ein Zeichen über den Himmeln und als Vollbringer guter Taten.*

Als der Junge zu Ende gelesen hatte, schaute er auf, um sicherzugehen, dass sich in Sachen Pelikan nichts Wesentliches mehr ereignete, und warf dann dem Sergeant einen Blick zu. Um diese Zeit des Tages gingen sie für gewöhnlich zu Shola und tranken Tee. Auf der Insel Mancreu hatten sich nur noch wenige der alten Lebensgewohnheiten halten können, aber der Nachmittagstee gehörte dazu, und von allen Cafés und Bars, Wohnzimmern, Zeltplätzen und häuslichen Samowaren bekam man bei Shola den besten Tee. Shola benutzte einen ordentlichen Kessel, und er ließ nicht den Bodensatz in der Tasse oder die Ablagerungen im Wasser. Er war ein Dandy und ein Spieler, aber mit Tee kannte er sich aus.

Der Sergeant hatte seinen Wagen wie gewöhnlich an der Küstenstraße beim Fischmarkt abgestellt, zehn Minuten entfernt. An der Promenade entlangzuspazieren, verschaffte ihm die Möglichkeit, den Einheimischen Hallo zu sagen. Der Nachmittagsgruß war wichtig für die soziale Ordnung. Wie der Tee hatte der Anblick eines britischen Sergeants, der über die Promenade schlenderte, etwas Handfestes, Vertrautes. Er verhielt, dass es noch einen Sinn gab auf der Welt. Offiziell waren die Repräsentanten Großbritanniens natürlich schon vor drei Jahren abgezogen worden, nachdem die Territorialhoheit an die *NATO & Allied Protection Force on Mancreu*, kurz: *NatProMan*, abgegeben worden war. Rein formell war der Sergeant ranghöchster Offizier im Mancreu-Truppenkontingent des Vereinigten Königreichs und nebenbei auch ranghöchster Botschaftsmitarbeiter. »Geben Sie bloß keine verdammten Pässe aus, ohne vorher die Bestimmungen durchzusehen«, hatte ihm der eigentliche Kon-

sul zum Abschied gesagt, »und lassen Sie sich um Gottes willen nicht von jemandem aufschwätzen, irgendwelche Abkommen zu unterzeichnen.«

»Könnte ich das denn?«, fragte der Sergeant.

»Nein«, sagte der Konsul. »Aber Sie könnten ein fürchterliches Durcheinander anrichten. Lassen Sie's also. Nehmen Sie die Schlüssel, genießen Sie das Haus, und ruhen Sie sich aus. Wenn ich das richtig verstanden habe, sind Sie ja deswegen hier. Nicken Sie einfach jedem freundlich zu, und gehen Sie Kershaw von NatProMan nicht auf den Geist, dann wird das alles in ein paar Monaten erledigt sein. Viel länger wird das hier vor Ort ohnehin nicht weitergehen. Sie werden's sehr schön haben.«

»Ja, Sir.«

Und so bestand seine Hauptaufgabe darin, die Leute zu grüßen. Außerdem hatte er das Konsulat offen zu halten und sicherzustellen, dass jeder britische Bürger, der Unterstützung benötigte, sie auch bekam, auch wenn er dafür erst einmal die britische Botschaft im Jemen hätte anrufen müssen, ein Fall, der übrigens noch nie eingetreten war. Er konnte zudem jeden vermählen, der aus irgendwelchen Gründen Wert darauf legte, dass er es anstelle eines örtlichen Priesters tat, und war befugt, Besitzern eines EU-Passes Adoptionen und Ehescheidungen zu ermöglichen. Davon abgesehen konnte er, wenn er wollte, ermitteln, wenn vor Ort Verbrechen begangen wurden, vorausgesetzt, dass eine zuständige Person ihm dazu den Auftrag gab (da die Zuständigkeiten meist unklar waren, legte er diesen Teil gern nach eigenem Gutdünken aus), und er hatte das Recht, an den strategischen Vorstandssitzungen von NatProMan teilzunehmen – als Vertreter des Vereinigten Königreichs, wobei Letzteres ihn mit Nachdruck angewiesen hatte, dies zu unterlassen.

In mancherlei Hinsicht bestand seine wahre Aufgabe schlicht darin, seit nunmehr zwei Jahren auf einem Hügel mit Blick auf Beauville – die einzige Stadt nennenswerter Größe auf der Insel – das ausgedehnte alte Spukhaus zu bewohnen, das in früheren Zeiten Sitz der Kolonialmacht gewesen war: Brighton House. Mit den

Bergen und dem Dschungel im Rücken und der dem Meer zugewandten pockennarbigen Fassade glich Brighton House nahezu aufs Haar jeder britischen Vertretung in den entlegenen Ecken des Empires – auch wenn ihm die bevorstehende Zerstörung der Insel womöglich eine trauervolle Einzigartigkeit verlieh.

Auf der Landkarte betrachtet, glich die Insel Mancreu in etwa dem Umriss einer von einem Kind gezeichneten Möwe. Das Mittelsegment, der Schnabel, belief sich auf dreißig Meilen, die Flügelspanne vielleicht auf einhundert. Entlang der konkaven Ränder erhoben sich Berge aus den unruhigen Wassern des Arabischen Meeres. Mancreu war ein einzelnes Eiland, das sich auf dem Rand des mittelozeanischen Rückens niedergelassen hatte, genau in der Mitte zwischen Socotra und den Chagos-Inseln. Seine Bewohner bildeten ein ethnisches Kuddelmuddel aus Arabern, Afrikanern und Asiaten, ergänzt von den unvermeidlichen europäischen Einsprengseln. Jahrhundertlang war Mancreu immer abwechselnd zwischen Frankreich und England hin- und hergegangen, bis die Insel spät in der viktorianischen Epoche eher aus Versehen ein weiteres Mal unter die Unionsflagge gefallen und seitdem britisch geblieben war, wenn sie auch, dank ihrer Abgelegenheit, meist nur in Fußnoten Erwähnung fand.

Zum Norden hin war das Wasser blassgrün und warm. Im Süden dagegen senkte sich der Meeresgrund in eine eiskalte Dunkelheit hinab, die ganz persönliche Hölle der Einheimischen. Die Südküste war von Dämonen bevölkert: Männer mit Fischflossen und animalische Frauen, über die Jack, der Wrackteufel, herrschte, Mancreus ortsansässiger Gespensterkönig. Bad Jack war unberechenbar. Wenn die Milch sauer wurde, hatte Jack zuvor die Kuh geschändet. Doch wenn man ihm ein Töpfchen Honig auf die Türschwelle stellte, tauschte Jack es vielleicht gegen Bares ein, gegen Rum oder sogar gegen ein Jagdgewehr. Er war dafür bekannt, Reisende zu retten, die sich verirrt hatten, aber auch dafür, sie auszurauben. Und wenn bei schlechtem Wetter ein Schiff unterging, nun, dann hatte ohne Zweifel Jack mit seiner Laterne auf den Klippen gestanden und es aus

reiner Boshaftigkeit gegen die Felsen geleitet. Er war die Warmwasser-Version einer jeden sagenumwobenen Spukgestalt entlang der englischen Küste, über die man sich abgeklärt lustig machte, bis die Nacht hereinbrach und die Leute unauffällig dazu übergingen, vorsichtiger Töne anzuschlagen. Bad Jack, *Mauvais Jacques*, Jack Sturmauge – und sogar, irgendeiner abwegigen Geschichte folgend, Jack von der Neunschwänzigen: die bittere Erinnerung an das Urteil eines Kolonial-Gouverneurs.

Der Name Mancreu war der Insel von den Seeleuten aus Dankbarkeit für ihre sandigen Strände auf der Leeseite verliehen worden. Jene frühen Seefahrer hatten die Insel für ein ins Angesicht der Erde geschnittes Abbild des heiligen Grals gehalten. Auf bestickten und auf Leinwand gespannten Stoffen stellten sie Mancreu manchmal grob, manchmal verblüffend detailliert und ätherisch als die gebogenen Handflächen dar, mit denen die Jungfrau das Blut Christi aufhängt. In Beauville war diese Vorstellung noch immer weit verbreitet. Noch immer legte von Zeit zu Zeit ein Schiff aus Nordafrika am Hafen an, mit unerfahrenen Matrosen aus Missionsstädten an Bord, sonnenverbrannt und halb verhungert, und stets fand sich irgendwo in der Nähe des Bugs ein auf Französisch verfasster Segensspruch:

Heil Dir, Madonna des Möwenflügels. Möge Dein Zeichen über uns Sündern sein und Deine Stimme über der Tiefe. Befiehl dem blauen Wasser, es möge sanft fließen. Sprich zu den Wolken und halte ihren Donner fern. Bewahre uns vor denen, die Böses wollen, und vor Plagen und vor Sorgen. Heil Dir, Madonna. Erhöre uns, Madonna. Führe uns nach Haus.

Noch immer gab es am Hafen die Stube des Schreibers, der derartige Segnungsinschriften und Galionsfiguren anfertigte und vor seinem Laden auch die entsprechende päpstliche Vollmacht aufgehängt hatte. Er war ein Albino – oder etwas in der Art – und hieß Raoul. Er litt unter einigen seltsamen Gebrechen, was entweder mit seiner schwachen gesundheitlichen Konstitution zu tun hatte oder vom übermäßigen Gebrauch seiner magischen Tinten herrührte. Man sagte, er sei so charismatisch wie ein Poet oder ein Prophet. Es hieß auch, einst habe er sich als Söldner verdingt, eine eigene Ein-

heit in den Kampf geführt. Vielleicht war er aber auch ein berühmter Pirat gewesen, bevor ihn der Ruf ereilte und das Beschriften von Schiffsrümpfen mit Gottes Wort zu seinem Lebensinhalt geworden war. Der Sergeant hatte sich nie in den Schlupfwinkel des Mannes hineingetraut. Seiner Erfahrung nach schnitt man immer schlecht ab, wenn man sich in einheimische Religionsangelegenheiten einmischte. War man gläubig, sah die Welt so aus, war man es nicht, ganz anders, und mehr war dazu nicht zu sagen.

Die schöne Tochter der Schreibers war in und um Beauville berühmt, und ebenso berühmt war ihre Unantastbarkeit. White Raouls Mädchen: Was würde der Vater wohl tun, sollte ihr das Herz gebrochen werden? Oder schlimmer: Wenn ihr ein Unglück geschähe? Sein Schild abnehmen, das gewiss, und seinen Laden schließen – doch was sonst noch? Würde er nicht mit derselben Inbrunst Flüche schreiben wie zuvor Segnungen? Oder jene Armeen herbeirufen, die er einst befehligt hatte, um ihre Tränen zu rächen? Würde nicht die päpstliche Vollmacht, ausgestellt im Namen der Gnade, in Gottes Auge die gleiche Bedeutung haben, wenn es um das Wüten eines Vaters ging? Die schöne Sandrine musste jedenfalls ein einsames Dasein fristen, ohne Verehrer und ohne Küsse, schließlich wusste niemand, wo Raouls Missbilligung beginnen würde. Der Sergeant hatte sie nie gesehen. Manchmal fragte er sich, ob sie nur ein Mythos war, eine Art Witz, den man sich mit dem tumben Ausländer erlaubte. Weitaus wahrscheinlicher war, dass er bereits ein Dutzend Mal an ihr vorbeigelaufen war und es nicht bemerkt hatte, und dass ihre Schönheit eher in ihrem Ruhm als in ihrem Gesicht zu finden war.

»Tee«, sagte der Junge streng.

Stumm gingen sie miteinander zu dem verbeulten, nach Öl stinkenden alten Land Rover, der dem Sergeant als offizielles Dienstfahrzeug diente. Er schloss die Fahrertür auf und warf die Schlüssel über das Dach dem Jungen zu – wenn der Wagen je über eine Zentralverriegelung verfügt hatte, so war sie schon lange defekt. Dieser fing sie

auf, duckte sich auf den Beifahrersitz und reichte ihm, ohne hinzusehen, das Bund zurück. Der ältere Mann spürte, wie die Schlüssel in seiner Handfläche landeten, und steckte den richtigen ins Zündschloss, während sein Fuß schon auf der Bremse stand. Die Freundschaft, die den Sergeant mit dem Jungen verband, gehörte zu den wenigen, die er in Mancreu geschlossen hatte. Er hatte kaum damit gerechnet, überhaupt Freunde zu finden, doch seine Amtszeit war weit über die ursprünglich geschätzte Dauer hinausgegangen, und ein einzelner Infanterist war etwas zutiefst Unnatürliches. Infanterie bedeutete qua definitionem ein Heer, einen Fluss Soldaten, der angetrauscht kam, über die Ufer trat und sich niemals aufhalten ließ. Die Infanterie stellte keine Familie und keine Freunde, gab die Art vor, wie du lebst, und vor allem sorgte sie dafür, dass du niemals allein warst. Etwas weniger galt dies vielleicht für einen Offizier, der eine Mission durchzuziehen, seine Jungs in den Kampf und dann wieder heil nach Hause zu bringen hatte. Der höhere Rang machte einen in mancher Hinsicht zu einem Fremden, wies einem jedoch auch neue Rollen zu, die ausgefüllt werden mussten: Onkel, Krankenpfleger, Chef, großer Bruder, Pastor, bester Freund und Schuldirektor – all das war ein Sergeant. Woran es einem aber gewiss nie mangelte, waren Gespräche.

Auf Mancreu gab es keine Einheit, um die er sich kümmern musste. Brighton House war riesig und leer. Zwei Ballsäle nahmen den Ostflügel ein, beide düster und die Möbel mit Tüchern verhängt. An seinem dritten Tag hatte er in einem der Salons einen ledernen Polstersessel ausgewickelt, sich hineingesetzt und im Verlauf jener ersten Wochen festgestellt, dass ihm die Stille recht gut gefiel. Tatsächlich konnte er eine Ewigkeit in dem Sessel verbringen. Anfangs war es ihm schwergefallen, die Geräusche auf sich wirken zu lassen, ohne ihnen im Geiste nachzugehen und sie als freundlich oder feindlich einzustufen. Nach und nach jedoch hatte er die Gewohnheit abgelegt, und geblieben waren das Rauschen der Blätter, eine Kuhglocke irgendwo in der Ferne und der stotternde Außenbordmotor eines Fischerbootes auf den unstillen Wellen unter der

Klippe. Er ging allein durch die endlosen Korridore der oberen Stockwerke und fragte sich, was diese Räume wohl alles gesehen hatten. Es gab in dieser Gegend einen Vogel mit einem ziemlich enervierenden Ruf, der wie ein Niesen klang, und immer wenn er ihn hörte, sagte er zur eigenen Freude »Gesundheit«. Dann und wann bedankte er sich freundlich im Namen des Vogels bei sich selbst. Nach einer Weile stellte er fest, dass er die Uhrzeit vergessen und selbst Erinnerung und Bewusstsein loslassen konnte, dass er mit der Umgebung verschmolz und nur noch seine Sinne übrig blieben. Es war wunderbar.

An anderen Tagen jedoch trieb das Fehlen freundlichen Plauderns ihn schier in den Wahnsinn. Der Klang seiner Schritte hallte im Inneren seines Kopfes nach, als sei er selbst wie das Haus, leer und trocken, trübselig und in Erwartung einer Renovierung, zu der es niemals kommen würde. Von Zeit zu Zeit besuchte er dann sein französisches Pendant auf der Insel auf einen Drink. Dirac, der das verschwindend geringe gallische Interesse an den Vorgängen auf Mancreu repräsentierte, war keine schlechte Gesellschaft, allerdings war er oft beschäftigt, da er mehrere Geliebte in Beauville hatte und stets nach weiteren Ausschau hielt. Der Sergeant stufte dies als typisch französisches Postkolonialverhalten ein, genau wie das Drehen seiner Runde und das Teetrinken wohl typisch englisch waren. Trotzdem – an solchen Tagen brauchte er Gesellschaft, und so führte ihn sein Weg auf kurz oder lang zwangsläufig zum Beauville Box-Club. Ein Boxring war ein Ort, an dem Fremde einander leicht kennenlernen konnten, an dem Verlegenheit gar nicht erst aufkam. Man musste nicht höflich oder witzig sein, auch nicht diplomatisch. Man musste nicht mal ein anständiger Boxer sein, auch wenn er dies durchaus von sich behaupten konnte.

In Anbetracht seiner offiziellen Stellung und der Tatsache, dass er in den Augen der Champions vor Ort bereits in fortgeschrittenem Alter war, wurde ihm allerdings häufig die Funktion des Schiedsrichters zugewiesen. Für die jüngeren Boxer ließ sich bei einem Kampf mit ihm einfach nichts gewinnen: Wenn seine Technik zu

wünschen übrig ließ, knockten sie womöglich den ehrenamtlichen Konsul aus, einen schrulligen alten Knacker mit schwacher Deckung und brüchigen Rippen. Natürlich würde dies keine ernsthaften Konsequenzen nach sich ziehen, aber das konnten sie unmöglich wissen, und in jedem Fall wäre es ein hundserbärmlicher Sieg, mit dem man sich schlecht brüsten konnte. Andererseits war es nicht unmöglich – ganz und gar nicht unmöglich, wenn man sich ansah, wie der Mann gebaut war und wie viel Kraft in seinen Beinen steckte –, dass sie unterlagen und von einem Typen auf die Matte gelegt wurden, der, zumindest auf den Straßen von Mancreu, gut als Rentner durchgehen konnte. Keine dieser Optionen war besonders verlockend für die muskulösen Fischer und Bauern, die hier boxten.

Und so blieben ihm als Gegner nur Shola, der Café-Besitzer, und Pechorin von NatProMan.

Shola war groß und schlank und ein himmelschreiender Angeber. Schenkte man seinen Worten Glauben, hatte er jede hübsche Frau zwischen Bangkok und Teheran geliebt und wurde von ihnen allen schrecklich vermisst. Er kleidete sich wie ein Drogendealer oder Pirat aus einem alten amerikanischen Film, und ständig sorgte er sich um seine Frisur, dafür konnte er allerdings, wenn man es nicht erwartete, schnell und direkt zuschlagen. Er war ein angenehmer Gegner, voller Humor und jederzeit bereit auszusteigen, bevor eine Runde drohte, über reinen Spaß hinauszugehen. Sein Torso – wie alle hier boxte er mit freiem Oberkörper – war beneidenswert schön, voller harter Linien und Wellen. Er sprach in einem französisch eingefärbten nordafrikanischen Singsang, war aber auf Mancreu zur Welt gekommen, nachdem seine Familie um 1900 hier an Land gegangen und ein gutes Jahrhundert später noch immer hier ansässig war.

»Aber wann werden Sie gehen?«, hatte der Sergeant ihn gefragt, als sie sich nach dreißig Minuten voller Haken und Ausweichmanöver im Whirlpool des Clubs geault hatten. In der auf dem Kopf stehenden Mancreu-Logik war dies ganz selbstverständlich die erste Frage zwischen neuen Freunden, wie das »Welches ist dein Lieb-

lingsverein?« eines Schülers, in dem dasselbe vorsichtige Bündnisangebot mitschwingt.

Shola ließ den Kopf über seinen endlosen Schultern kreisen und seufzte. »Keine Ahnung. Wenn's so weit ist, wissen Sie? Wenn die Zeit reif ist. Aber für mich gibt's derzeit keinen Ort, wo ich hinkann. Keine andere Insel gibt's wie diese in allen blauen Meeren der Welt. Die Karibik ist mit Hotels vollgebaut. Die Malediven gehen unter, und die Hälfte ihrer Einwohner wollen, dass sich die Frauen verschleiern. Keine Musik, weil sie womöglich zum Tanzen verleiten könnte. Vielleicht geh ich nach El Hierro. Das liegt im Atlantik. Sehr weit weg. Aber ich denke, wenn's mal so weit ist, schau ich mir El Hierro an. Vielleicht können ich und diese Insel sich ein bisschen ineinander verlieben. Auf einer anständigen Insel ist immer Platz für eine anständige Bar. Es gibt einen Karneval da. Und Eidechsen, Mann! Riesige Eidechsen!« Er schob seine Hände auseinander und grinste.

»Aber wann?«

Shola zuckte mit den Schultern. »Nicht heute. Heute gibt es hier immer noch Menschen. Und morgen auch nicht. Ich hab Reservierungen für den Mittagstisch. Vielleicht nächste Woche, wenn ich es einrichten kann.« Was offenkundig nicht der Fall sein würde.

»Warten Sie nicht zu lang.« Der Engländer im Ausland – stets die Stimme der mahnenden Vernunft. Menschen aus anderen Kulturen sind dafür bekannt, undiszipliniert zu sein, sich aus Autofenstern zu lehnen und mit Knoblauch zu kochen. Der Sergeant hatte versucht, diese über-englische Seite an sich abzulegen, aber die Überbleibsel machten ihn dann und wann noch immer verlegen. Er wand sich.

»Lester«, sagte Shola glücklich, »Sie sind ein altes Weib. Wissen Sie das? Aber Sie boxen wie ein Nashorn. Bringen die euch das auf der Offiziersschule bei? Ich glaube, ich hab mir an Ihrem Schädel die Hand gebrochen.« Und dann ein gewaltiges Gelächter, das sagen sollte: *Ja, natürlich werde ich dein Freund sein.*

Der andere Mann, Pechorin, hätte gar nicht unterschiedlicher sein können. Er war ein untersetzter Ukrainer mit chronisch schlechter

Laune, als würde ihn jeder Ort, an den er sich begab, sogleich vor den Kopf stoßen. Er war weniger Boxer als ein Puncher. Nach einigen zögerlichen Runden konnte man sicher sein, dass er völlig die Beherrschung verlor und auf seine Markenzeichenkombination zurückgriff. Doppelte Gerade von links, dann Gerade von rechts, Haken, Haken, Haken und weiter und weiter, bis aus den Haken Schwinger wurden, und nie konnte er verstehen, wie jeder seiner Gegner es schaffte, dem letzten Schlag auszuweichen und hinter seine Deckung zu gelangen. Der Sergeant boxte nicht oft gegen Pechorin, aber wenn es unvermeidbar war, nahm er eine Art spiegelbildliche Haltung ein, ließ den Mann keinen Treffer landen und provozierte ihn nicht, bis der Schiedsrichter einen Sieger nach Punkten bekannt gab. Ihn zu fragen, wann er gehen würde, war unsinnig, da er von Berufs wegen vor Ort war. Er würde gehen, wenn er den Befehl dazu bekam, und ihm war es so oder so gleichgültig. Im Whirlpool, wo andere Männer ihre Körper zeigten, fühlte Pechorin sich jedenfalls unwohl, also war er dort nie anzutreffen.

Dem Jungen war der Sergeant zum ersten Mal in Sholas Café begegnet. Es war in der zweiten Woche nach seiner offiziellen Ernennung zum ehrenamtlichen Konsul gewesen und erst sein zweiter Besuch an diesem Ort, nachdem er den Besitzer im Ring getroffen hatte. Es hatte wie ein Zufall aussehen sollen, den er aber absichtlich herbeigeführt hatte. Er war durch die schattigen Straßen geschlendert, was ebenso gut ein Kontrollgang wie ein bloßer Spaziergang sein konnte, und hatte sich überlegt, ob er vielleicht kurz vorbeischauchen sollte oder doch lieber nicht. Als er sich der Bar auf wenige Schritte genähert hatte, erlebte die Insel einen ihrer jahreszeitlichen Anfälle, und der Regen setzte ein: explosive Golfbälle aus Wasser, die rapide an Gewicht und Zahl zunahmen. Er warf einen Blick nach oben, sah keine Anzeichen von Entspannung und stürzte hinein.

Begrüßt wurde er von einem Ausbruch fröhlichen Gelächters – ein klitschnasser Ausländer ist ja immer überaus komisch – und sogleich hereingeführt. Shola selbst war an diesem Tag nicht zuge-

gen gewesen, doch der Barkeeper, Pero, hatte ihn als Freund des Chefs erkannt und lautstark verkündet, für ihn sei das Beste gerade recht. Das Ergebnis war ein kräftiger Caravan Tee gewesen, bitter und erschreckend gut. Wie ihm schien, besser als jeder andere, den er jemals irgendwo getrunken hatte, auch wenn er sich insgeheim fragte, ob dies nicht vor allem an seinem schlechten Gedächtnis und dem Verlauf der vergangenen Jahre lag.

Er machte es sich bequem, atmete aus und spürte, wie ein kleiner Teil von ihm sich entspannte, wie das Gummiband eines Spielzeugflugzeugs, das wieder und wieder herumgedreht und dann losgelassen wird, um den Propeller anzutreiben. Er streckte sich auf seinem Stuhl, und als er aufschaute, bemerkte er einen Jungen, der ebenfalls Tee trank und mit einem Comicheft in einer Ecke hockte. Neben dem Jungen lag ein großes, klobiges Mobiltelefon aus grauem Plastik. Es war so alt, dass es tatsächlich noch über eine sichtbare Antenne verfügte.

Der Sergeant trank seine erste Tasse sehr schnell aus und bestellte eine weitere, dazu noch Brot und Butter. Auch diese Kombination erwies sich als ausgezeichnet – die Butter war ein blass vanilliger Schaum, der sich auf dem Sauerteig verteilte und ihn auf eine Stufe erhob, die dem Tee nahezu ebenbürtig war.

Als er das Brot aufgegessen hatte, war der Regen noch schlimmer geworden und hämmerte auf das Wellblechdach; Regen, der im typischen Tropenstil niederging, wie aus Fässern und mit der Kraft von Faustschlägen. Weitere Gäste kamen herein, fluchend und lachend, und das Wasser rann ihnen in Strömen über die Gesichter und schwappte von ihren Schuhen.

Dann und wann, wenn jemand Blickkontakt mit ihm suchte, lächelte der Sergeant zur Begrüßung, trank seinen Tee und lauschte den Gesprächen. Wie der Junge besaß auch er ein Handy, ein klotziges Ding mit großen Tasten und einem riesigen Akku, der tagelang hielt. Es lag neben seiner Teetasse. Irgendwann, nachdem er eingetreten war, hatte er den Akku eingesetzt und das Gerät eingeschaltet. Er vermied es, sich mit einem aktivierten Handy von einem

Ort zum anderen zu bewegen. Es war im Grunde eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme, hier, wo jeder, der nach ihm suchte, schlicht zu seinem Haus kommen konnte, trotzdem ging es ihm gegen den Strich, überall lokalisierbar zu sein. Also beschränkte er sich darauf, das Telefon nur an den Orten in Betrieb zu nehmen, von denen ohnehin bekannt war, dass er sich oft an ihnen aufhielt, und ließ es ansonsten inaktiv, sodass ihn ein Feind leibhaftig identifizieren und dabei riskieren musste, ebenfalls erkannt zu werden.

Er nahm einen weiteren Schluck Tee und zeichnete mit der linken Hand träge die Umrisse einer tiefen Furche in der Tischplatte nach, die aussah, als wäre sie durch das Visier einer Handfeuerwaffe entstanden. Eine Idiotie, so ging man nicht mit einer Waffe um. Für einen Soldaten ein ziemliches Armutszeugnis, doch natürlich waren wohl viele der Leute, die hier mit Handfeuerwaffen gesessen hatten, keine Soldaten gewesen, und bei vielen von ihnen – Soldaten oder nicht – hatte es sich zweifellos um Idioten gehandelt. Ein Blick auf Mancreu genügte, um zu wissen, dass die Insel ihren reichlichen Anteil davon gesehen hatte.

Der Regen hörte auf, und wenige Minuten später war der Sergeant mit seinem Tee ebenso am Ende wie mit seinen Grübeleien. Zur selben Zeit schien auch der Junge beschlossen zu haben, dass er sein Comicheft oft genug durchgelesen hatte. Der Sergeant griff nach dem Telefon, um den Akku zu entfernen, und spürte plötzlich einen Blick auf sich ruhen, als wäre ein Suchscheinwerfer auf ihn gefallen.

Er ließ die Hände sehr bewusst auf dem Tisch liegen und entspannte seine Schultern. Er wollte nicht, dass irgendjemand sich darin täuschte, wie entspannt, wie überaus ruhig er war und dass er keineswegs vorhatte, zu der Waffe zu greifen, die er in seinem Seitenholster trug. Er fragte sich, wer wohl hereingekommen war, und wie derjenige dies geschafft hatte, ohne irgendeinen Laut zu verursachen und ohne dass das Licht von der Tür über ihn gefallen war. Vielleicht war er aus dem Inneren der Bar gekommen, aus den Privaträumen.

Er schaute auf und stellte fest, dass es der Junge war, der ihn musterte, die Augen im Schatten, der Körper beinahe vollständig eingehüllt in die Dunkelheit seines Ecktisches. Der Bodyguard-Tisch, wie ihn der Sergeant im Stillen nannte, ein Tisch, den er sich selbst nie ausgesucht hätte, da er nicht wollte, dass man ihn für einen Mann hielt, der stets die Eingangstür im Auge behält. Es genügte schon, dass er Soldat war, die Bewohner von Beauville sollten nicht auch noch glauben, dass er jeden Trinker in Augenschein nahm und darauf achtete, dass er ihn zur Not problemlos abknallen konnte. Doch natürlich stellte ein Teil von ihm diese Berechnungen sehr wohl an, etwas in seinem Hinterkopf registrierte die Laufkundschaft und die Stammgäste, schätzte sie ab und ordnete sie ein, sodass er, falls es jemals so weit kommen sollte – was immer dieses »es« war –, genau wissen würde, ob er angreifen oder fliehen müsste, wie viele er ausschalten konnte, was es ihn kosten und wie übel es werden würde.

Sehr übel, lautete die Antwort – immer. So oder so: sehr übel.

Der Sergeant ließ seinen Blick weiter auf dem Jungen ruhen – nicht aggressiv, bloß interessiert –, und der Junge erwiderte den Blick auf exakt dieselbe Weise, abwägend und gedankenvoll. Warum? Woher kam dieses plötzliche taxierende Interesse? Der Junge war Teil der Umgebung, ein Gast der Bar. Der Sergeant hatte das vage Gefühl, ihn schon dann und wann erblickt zu haben, wie er aus einem der kleinen Flechtboote am Hafen geklettert war, wie er Botengänge gemacht und Nachrichten überbracht, wie er in der Gegend herumgesehen und gelesen hatte. Warum erlaubte er es sich nun, sichtbar zu werden, entblößte sich mit dieser direkten, zudringlichen Mustering? Der Sergeant hatte ihn als klug und nervös und womöglich traumatisiert eingestuft. Also. Was nun?

Der Körper des Jungen blieb ganz bewegungslos. Verstohlen musterte der Sergeant den Umriss seiner dünnen Schultern hinunter bis zu den Händen. Dann, nach einem Augenblick, schnaufte er anerkennend auf. Er entspannte sich und sah, ebenso wie er es fühlte, dass auch der Junge sich entspannte. Beide hielten, in nahezu iden-

tischer Pose, die Akkus ihrer Telefone in den Händen, um sie in einer separaten Tasche zu verstauen. Eine zwillingshafte Paranoia. Ein weiser Mann lässt niemanden ein Protokoll seines Nachhausewegs anlegen.

Der Junge nickte ihm zu. Der Sergeant nickte zurück.

»Sie sind klug«, sagte der Junge.

»Du auch.«

Der Junge nickte.

»Du magst Comics?«, fragte der Sergeant, begriff, wie sich das anhörte, und sah sich selbst als Kind den Kopf schütteln über die dämlichste Frage, die jemals von einem Erwachsenen gestellt worden war.

Aber der Junge zeigte sich großzügig und nahm den Eröffnungszug als das, was er war. »Ja.«

»Welche?«

»Alle. Einiges von DC, wegen Batman. Grant Morrison! Aber vor allem Marvel. Warren Ellis. Auch Spurrier und Gail Simone. Bendis ist auch *full of win*.«

Der Sergeant grinste. Er hatte diesen Ausdruck noch nie gehört, aber er gefiel ihm. Sehr rund. Er hatte einen digitalen Beigeschmack, fröhlich und modern. Viel mehr Dinge sollten *full of win* sein.

»Ich mag Green Lantern«, sagte er.

»Welchen?«, fragte der Junge streng.

Ach, Mist. Jetzt fiel es ihm ein: Von den Lanterns gab es ja immer gleich eine ganze Menge, und der falsche war wie die falsche Fußballmannschaft, die falsche Kirche ... aus den Tiefen seines Gedächtnisses kramte er einen Namen hervor. »Hal Jordan.«

»Das ist total *old school*«, sagte der Junge zufrieden. »Jordan ist Hardcore-Scheiß.« Der Sergeant nahm an, dass er den Ausdruck beim Lesen aufgeschnappt hatte. Er fragte sich, welche Comics solche Formulierungen durchgehen ließen, und dann fiel ihm auf: heutzutage wahrscheinlich alle.

»Mögen Sie auch Captain America?«, fragte der Junge.

Der Sergeant zögerte. »Nicht so sehr«, gab er zu. Fröhliche Farben

und Schlachtfelder passten für ihn nicht wirklich zusammen. Steve Rogers war ein unbesiegbarer Mann, ein Übermensch, der trug, was ihm verdammt noch mal passte, und überlebte. Es waren die Männer um ihn herum, die dabei draufgingen. Nein. Der Sergeant mochte Captain America nicht. Vielleicht war es einmal anders gewesen, in seiner Kindheit.

Der Junge nickte, als sei das zu erwarten gewesen. »Batman?«

»Ja.«

»Batman ist der Beste. Bob Kane war gut. Bill Finger auch.« Der Sergeant hatte nur eine vage Vorstellung, wer diese Leute waren.

Der Junge schien das zu bemerken, denn er reichte ihm das Heft, in dem er gelesen hatte. »Hier«, sagte er. »Christian Walker ist *full of win*.«

Der Sergeant nahm es, zögerte dann. »Wie soll ich es dir wiedergeben?«

»Bin ja immer hier in der Nähe«, sagte der Junge. »Aber es ist kein Problem – ich sammle sie nicht.« Er unterbrach sich, grinste. »Stimmt nicht! Ich sammle sie. Aber um sie zu lesen, nicht wie so ein irrer Nerd, der nie vor die Tür geht!«

»Ich werd's dir wiedergeben«, versprach der Sergeant.

»*Kswah swah*«, erwiderte der Junge mit einem Schulterzucken. Was passiert, passiert. Typisch Mancreu. Auf dem arabischen Festland sagte man *Inshallah* – wenn es Gottes Wille ist. Wenn es Gottes Wille war, kam man pünktlich zu seiner Verabredung, aber im Allgemeinen war es sein Wille, dass man so in etwa am selben Tag auftauchte. Zeit und Materie waren relativ; nur Gott war real. Auf Mancreu aber hatte sich sogar Gott irgendwie verflüchtigt. Das Universum war, was es war, wandelbar und seltsam, und Gott hatte es nach seinem Bilde geschaffen, also war vermutlich auch Gott unberechenbar. Was sein Wille war, sah jeder Mensch anders, und was dann tatsächlich passierte, ließ sich oftmals schlecht damit in Übereinstimmung bringen.

Inshallah schien also zu viel vorauszusetzen. Auf Mancreu sagte man bloß: Was passiert, passiert. Es war praktisch die Nationalhymne.

Als der Sergeant ihn gefragt hatte, wie er ihn nennen solle, hatte der Junge den Blick abgewandt und »Robin« gesagt. Der Sergeant akzeptierte die Lüge höflich, ließ sich aber nie darauf ein, und als ihre Bekanntschaft sich entwickelte, vermied er Sätze, bei denen er einen Namen benutzen musste, vollständig. Für ihn war sein Freund eine einzigartige Person, eine Präsenz, die ein geliehenes Etikett nicht benötigte.

Nachdem sie noch eine Weile in Erinnerung an den Pelikan und die Taube den Kopf geschüttelt hatten, stiegen sie nun aus dem Land Rover, der gegenüber vom Café parkte, und ließen einander mit fröhlichen Verbeugungen den Vortritt. Es war nicht ungewöhnlich für sie, zwanzig Minuten lang darauf zu bestehen, den anderen vorangehen zu lassen, wobei sie immer abstrusere diplomatische Hochachtungsbekundungen von sich gaben. Heute rangelten sie jedoch nur ein bisschen, bis der Junge »Nimm die Fäuste hoch!« rief, wenig professionell auf den Bauch des Sergeants eindrosch und dieser schließlich seine Niederlage eingestand, die Ehre annahm und vor seinem Freund eintrat. Schon nach zwei Schritten hielt er jedoch inne, damit sich seine Augen auf die schummrige Beleuchtung einstellen konnten.

Eigentlich bestand das Café aus einem einzigen rechteckigen Raum, doch es machte den Eindruck, L-förmig zu sein, da die eine Ecke von einer gewaltigen hölzernen Treppe ausgefüllt wurde, die Shola aus einem verlassenen Hotel geborgen hatte. Über die Bar war eine dünne Kupferblechschicht gelegt worden, die sehr abgegriffen und sehr blankgescheuert aussah, und die Tische bildeten ein Sammelsurium aus runden und eckigen Formen. Die klapprigen Stühle wurden von den Gästen hin und her geschoben, wenn sie kamen und gingen, sodass nur, wenn das Café brechend voll war, jemand auf dem gefährlichen gelben Bürohocker sitzen musste, den Shola zusammengeklappt neben der Bar stehen ließ. Entlang der Wände waren Bänke aus Treibholz angebracht, ergraut und glattgerieben von den Jahren der daran entlangleitenden Rücken.

In der Krümmung der Treppe, mit einem hervorragenden Blick auf Tür und Bar, befand sich der *shtammteh*, der Tisch, der dem allgemeinen Verständnis nach Shola selbst vorbehalten blieb. Er war nie reserviert, doch Platz nahm man dort eben nur, wenn man ausdrücklich dazu eingeladen wurde. Selbst der Junge und der Sergeant machten nach ihrem Eintreten überdeutliche Anstalten, unentschlossen einen passenden Platz zu suchen, bis Shola auf sie zutrat, sie ausschalt und sie zum *shtammteh* führte, um mit ihnen Tee zu trinken.

Es musste gerade erst eine neue Lieferung eingetroffen sein, denn Shola servierte ihnen einen kräftigen grünen Gunpowder-Tee, den sie noch nie zuvor getrunken hatten, und wollte wissen, was sie von ihm hielten. Der Sergeant ließ einen großen Schluck in seinem Mund kreisen: Er hatte die perfekte Temperatur, um seinen Gaumen zu erwärmen, ohne ihn zu verbrennen, seine Kehle zu umschmeicheln und seinen ganzen Körper kühler werden zu lassen. Er schmeckte Pfeffer und Rauch und atmete den Geruch von Schnee. Das war kein Tee. Es war etwas anderes, eine Art Elixier. Es war, was Tee gern wäre.

»Er ist gut«, sagte er und sah, wie sich Sholas Mund zu einem kurzen Lächeln verzog.

Der Junge verdrehte die Augen. »Er meint megakrass. Dieser Tee besteht aus hundertzehn Prozent Geheim-Tee-Wissen! Das ist der Daddy aller Tees. Das ist der Tee, den Obi Wan Kenobi auf Tatooine trinkt. Jeden Morgen: Erst dieser Tee, dann Lichtschwert-Training. Die Macht ist stark in diesem da!« Er machte ein Lichtschwert-Geräusch. Vvmwomm, Vvmwomm, TSCHA WUSCH!

Zuvorkommend schenkte Shola nach. »Sollte ich mehr davon ordern?«

Eine solche Bestellung war eine Zusage, die einen weiteren Monat verbindlich bleiben würde. Der Junge nickte gewichtig. »Ich werde kommen und ihn trinken.«

Seinen Abschied zu nehmen – sich also endgültig zu verabschieden und nicht nur einen Laden oder ein Haus zu verlassen – war zu

einem Ritual geworden. Eine Tradition konnte man es noch nicht nennen, dafür ging es noch nicht lange genug so und würde es auch nie. Eher handelte es sich um eine Art kollektiven Wahn, als würde man sich ins eigene Fleisch schneiden, um festzustellen, ob es tatsächlich wehtut. Nahm man seinen Abschied, verließ man Mancreu also und kam nicht zurück, schmiss man eine Party, auch wenn es den Menschen hier stets wie eine Niederlage, wie ein Desertieren vorkam, den Abschied zu nehmen, bevor es die Nachbarn taten. Bei den Festen entzündete man dann eine Art Freudenfeuer und verbrannte alles, was man nicht mit sich nehmen und auch nicht anderen überlassen konnte. Nicht nur das, was niemand wollte, sondern auch die Dinge, von denen man sich eigentlich nicht trennen konnte, die man lieber von eigener Hand vernichtete, als sich vorzustellen, wie sie von der unvorstellbaren, reinigenden Hitze aufgelöst wurden, die Mancreu bis auf den letzten Felsen niederbrennen würde, hinunter bis auf den Meeresspiegel und den granitene Untergrund, auf dem die Insel ruhte und sogar noch weiter und weiter hinab bis in den Erdmantel, um den Ort von den Jahren dummen, menschlichen Missbrauchs zu säubern.

Anfangs hatten diejenigen, die ihren Abschied nahmen, noch Plakate gedruckt und einiges an Geld für eine festliche Atmosphäre ausgegeben, die irgendwo zwischen Leichenschmaus und Taufe rangierte. *Mit diesem Kapitel geht es zu Ende, mit dieser Welt geht es zu Ende, aber es gibt ja eine neue!* Doch die Verlogenheit, den erzwungenen Aufbruch als Chance umzudeuten, kam zum Vorschein wie ein gebrochener Knochen unter der Haut. Inzwischen schrieben die Leute auf die schwarzen Telegrafmasten, die Mancreus wacklige Telefonleitungen mit der Vermittlung verband, nur noch mit weißer Kreide ein großes, schamhaftes A und darunter Zeit und Ort – stets nach Einbruch der Dunkelheit, stets außerhalb der Stadt. Dort stellten sich dann zuerst die Abschiedler ein und als Nächstes diejenigen, die bereits wussten, dass es sehr bald auch für sie so weit sein würde, und dann die Feiernden, die wieder länger durchgehalten hatten als die Schwächlinge. Die Leute weinten, Ehen zerbra-

chen, und Wahrheiten wurden ausgesprochen, die besser nie unterm Teppich hervorgeholt worden wären. Familienerbstücke, wundervolles hölzernes Mobiliar, Schmuck, selbst Haustiere und Vieh wurden verbrannt. Das war kein sauberer Bruch. Es erinnerte eher an die Selbstverbrennungen indischer Witwen, mit dem einzigen Unterschied, dass bislang niemand verzweifelt oder rasend oder krank genug gewesen war im Herzen, um selbst in die Flammen zu steigen. Doch, wie der Sergeant einmal unter vier Augen zu Jed Kershaw gesagt hatte, das war wohl nur eine Frage der Zeit.

Er hatte begonnen, zu all diesen Feiern zu gehen, soweit er es einrichten konnte, war eine Art Gespenst beim Festmahl geworden: der Mann, der selbst von einer Insel stammte, aber von einer kalten und feuchten, die nicht in Flammen aufgehen würde. Er stand dann abseits des Kreises, der sich um das Feuer gebildet hatte, sah zu, wie sich auf dem Scheiterhaufen Erstausgaben und wertvolle Töpfe zu Fotoalben und Wiegen gesellten, und schritt ein, bevor Rangeleien in Mord und Totschlag ausarten konnten. Nach den ersten paar Abschieden war die Stimmung ins Bacchanalische umgeschlagen, dann aber hatte sich Müdigkeit breitgemacht, und eine Art stillen Lebewohls war an seine Stelle getreten, das schon fast wieder etwas Gesundes an sich hatte. Seit Neuestem herrschte allerdings ein atemloses Bedürfnis nach Grenzüberschreitung: Wer konnte das wertvollste Stück zerstören? Wem gelang es, den Selbsthass am deutlichsten zum Ausdruck zu bringen, während er die einzige Heimat verriet, die sie alle je gekannt hatten?

Seine Anwesenheit schien immerhin als eine Art Dämpfer zu wirken, als erinnere die Uniform an die britischste aller Tugenden, die Fähigkeit, Haltung zu bewahren. Vielleicht kam er ihnen aber auch eher wie ein Kontrolleur vom Gesundheitsamt vor, sodass sich niemand traute, in seiner Anwesenheit wirklich durchzudrehen. Traurig nickte er den Großmüttern zu, die ihre Federkernmatratzen verbrannten, und den Fischern, die ihre Flechtboote ins Feuer schleuderten, den Krabbenfischern, die ihre Fallen in Brand setzten, und den Postboten, die ihre Räder auf den Scheiterhaufen warfen.

Den Abschiedlern schüttelte er die Hände, und manchmal gab dies auch allen anderen das Gefühl, es aushalten zu können, ihnen ins Gesicht zu schauen und doch noch mit ihnen zu reden. Wie ein Bestatter kam er sich vor, wie ein Platzhalter.

Eine Militärseelsorgerin hatte ihm einst erzählt, dass sie jahrelang nach den richtigen Worten für die Hinterbliebenen gesucht hatte, nur um schließlich feststellen zu müssen, dass die Klischees am besten funktionierten. Witwen und Waisen wollten nicht getröstet, sie wollten anerkannt werden.

»Man sagt: Es ging ganz schnell, er musste nicht lange leiden«, hatte ihm die Geistliche erklärt. »Man sagt: Mein herzliches Beileid. Befindet man sich in einem Krankenhaus und es hängt ein Schweigen in der Luft, das dringend gebrochen werden muss, sagt man: Soweit ich gehört habe, hat er am Ende überhaupt keine Schmerzen mehr gehabt. Und dann verdrückt man sich und lässt sie mit der Sache klarkommen. Wenn man sich ein blaues Auge abholen will, sagt man: Er ist jetzt an einem besseren Ort.«

Und so waren die Scheiterhaufenfeste zu annähernd geordneten Veranstaltungen geworden, was es beinahe noch schlimmer machte, und der Sergeant hatte sich zu einer Art notwendigen Beiwerks entwickelt: Der letzte Konsul musste anwesend sein, um sein offizielles Siegel darauf zu setzen, auch wenn niemandem klar war, ob dieses Siegel nun Exkommunikation oder Absolution bedeutete.

Wer blieb, schrieb keine Buchstaben auf Telefonmasten. Niemand blieb. Zu bleiben bedeutete zu sterben, wenn die Insel starb, und dann würde es nichts mehr geben, wofür das Sterben sich lohnte.

Mit ihrem kurzen Austausch über die Nachbestellung und das Trinken von Tee hatten Shola und der Junge sich soeben darauf geeinigt, dass sie noch mindestens einen Monat bleiben würden. Allerdings zeigten beide sowieso nicht die geringste Neigung, ihren Abschied zu nehmen; Shola zumindest räumte ein, dass er es eines fernen Tages würde tun müssen, der Junge blieb dagegen eisern. Er lebte in einem ewigen Jetzt, und sein lebhafter Einwand gegen den

zukünftigen Untergang der Insel ging einher mit einer störrischen Verdrängung, dass es jemals tatsächlich so weit sein würde. Der Sergeant vermutete, dass man sich bald darum kümmern musste. Er sah den Jungen vor seinem geistigen Auge, wie er sich an die Pfeiler der Schiffsanlegestelle von Beauville kettete und ihn NatProMan-Soldaten mit Sägen losmachen würden. Besser, man fand eine sanftere Strategie für den Abgang.

Shola schien sich ganz ähnliche Gedanken zu machen. Er warf dem Sergeant einen Blick zu, und einen Augenblick lang war seine Erschöpfung geradezu greifbar. Diesmal, das begriff der Sergeant, musste er ernsthaft darüber nachdenken zu gehen. Er konnte ja kein Geld mehr verdienen. Je mehr Menschen fortgingen, desto weniger Farmen und Fischerboote brachten Lebensmittel in die Stadt, desto teurer wurde alles und desto weniger Gäste stellten sich bei ihm ein. Und wenn Shola ging, würde etwas passieren. Beauville würde sich auf eine undefinierbare Weise von einem Ort, der sich vielleicht noch erholen würde, zu einem Ort verändern, der tatsächlich unterging – nicht ausschließlich seinetwegen, sondern weil Dutzende anderer Sholas, herzengute Männer und Frauen, die ihr Bestes getan und die Situation für alle erträglich gemacht hatten, ebenfalls fortgehen würden. Weil es schließlich Zeit war.

»Wie heißt er?«, fragte der Sergeant und deutete auf die Tasse.

»Auf dem Etikett steht: Des Himmels endloser Kanon«, erwiderte Shola. »Ich denke, es könnte auch gut Kanone gemeint sein, aber wer weiß? Würden Sie sagen, dass man ihn trinken kann?«

»Man kann.«

Sie schenken sich noch einmal nach und wandten sich dankbar der Frage zu, welche Kekse sich zu diesem Tee der Tees am besten reichen ließen. Beneseffe, der Hafenmeister, wurde hinzugerufen, um zwischen dem Ingwer-Nuss- und dem schlichten Vollkornkeks zu entscheiden, eine Angelegenheit, die ernsthafteste Genauigkeit erforderte. Doch Beneseffe, eigentlich ein Traditionalist in diesen Dingen, votierte überraschenderweise für den Keks mit Schokostückchen.

Es war herzerfrischend für den Sergeant, wenn andere Leute den Jungen auf diese Weise miteinbezogen, es war, als sähe er ihre Freundschaft in einem warmen, heimeligen Spiegel. Er verspürte auch eine Art Stolz, wenn er hörte, wie sein junger Freund, so gut er eben konnte, in der erregten Keksdebatte mithielt und immer abstrusere Argumente für seinen Favoriten aus dem Ärmel zog. Dann überlegte er, ob er nicht selbst versuchen sollte, so unbekümmert mit ihm zu reden. Vielleicht fragte sich der Junge, warum er es nie tat. Doch sie konnten miteinander schweigen, und dazu waren nicht viele Menschen imstande.

Die Teestunde kam zu ihrem Ende, und nachdem der Junge aufgebrochen war, um seinen eigenen nächtlichen Unternehmungen nachzugehen, kehrte der Sergeant allein nach Brighton House zurück.

Vor drei Jahren noch hatte die Residenz ein blendendes Leuchtturm-Weiß geziert, das an den Ecken und entlang der Regenrinnen mit gelben Streifen eingefasst war. Dann war die erste der Ausstoßwolken über Brighton House gezogen, und abgesehen von den Tomaten war alles eingegangen. An den Berghängen hatte der rote Regen lediglich das Laub verbrannt und war in Windeseile Richtung Meer getrieben. Die langsam wachsenden Hartholzbäume hatten überlebt, zeigten sich jedoch anschließend verdreht und vernarbt, und das Unterholz war doppelt so dicht nachgewachsen. Doch hier, auf den ebenmäßigen Rasenflächen und den manikürten Terrassen, in den Pflanzkübeln und Balkonkästen hatte sich die konzentrierte Sauce in großen, blubbernden Pfützen eingemistet und eine verheerende Wirkung gezeigt. Der Staub der Trockenzeit war mit der Farbe des Hauses verklebt und ließ das Gebäude aussehen, als sei es von dunklen Adern durchzogen wie ein riesiger Schimmelkäse. Die Gärtner hatten zusammen mit den Diplomaten ihre Koffer gepackt, sich aus dem Staub gemacht und ihre Leitern, Scheren und grünen Schürzen gleich mitgenommen. Das von Adern überzogene Gorgonzola-Herrenhaus war derweil zum Fossil geworden und ragte

einsam hinter dem nackten Feld auf, das einst den Rosengarten abgegeben hatte. Der Boden war sich selbst überlassen worden. Die widerstandsfähigen Tomatensorten, die Schwarzen Prinzen und die Violetten aus Russland, die Nebraska Weddings, die Soldackis und die Cherokees, die Brandywines und Radiator Charlies – eine komplette Generalversammlung essbarer Nachtschattengewächse –, ergriffen die Gelegenheit beim Schopf und übernahmen das Land. Zu dem Zeitpunkt, als man dem Sergeant den Schlüssel aushändigte und ihm sagte, er solle sich ganz wie zu Hause fühlen, war die dem Meer zugewandte Seite des Gebäudes bereits völlig zugewachsen mit riesigen, überreifen Tomaten, die um Sonnenlicht und Feuchtigkeit wetteiferten. Sie raschelten, wenn der Wind wehte, und wenn ihre straffen, gleißenden Häute gegen haarige Stängel und schwere modrige Blätter strichen, gaben sie quietschende Töne von sich. Bei Regen klang es wie Soldaten, die im Gleichschritt marschierten, und wenn die Sonne hervorkam, konnte man hören, wie sie wuchsen, wie sie sich wimmernd und zitternd nach oben streckten, sich ausdehnten, aufplatzten und von vorn begannen.

Der Sergeant parkte den Land Rover wie immer auf der Rückseite und betrat das Haus durch den Dienstboteneingang. Die hintere Halle lag im Dunkeln, und statt das Licht einzuschalten, entschied er sich, im Dunkeln weiterzugehen. Nach einem Augenblick fand seine rechte Hand an der Wand die Tür zu dem kleinen Schlafzimmer, das er sich als Domizil gewählt hatte. Es befand sich unmittelbar hinter der Dienstbotenküche, so musste er sich nicht mit der Zentralheizung herumärgern. Er ließ einfach den alten Rayburn-Ofen laufen, den er zugleich für warmes Wasser, zum Kochen und fürs Heizen benutzte. Er gab ihm ein angenehmes Gefühl der Vertrautheit, eine Erinnerung an Hunderte Abende, die er hier, und an tausend weitere, die er vor langer Zeit in der Küche seiner Mutter verbracht hatte – mit seinen Comicheften in der Hand, genau wie der Junge. Auch wenn diese damals lediglich in zwei oder drei Farben auf körnigem Papier gedruckt worden waren und die Superhelden eher gegen Bankräuber als gegen Außerirdische gekämpft hatten.

Wo der Junge lebte und mit wem, gehörte zu den Vertraulichkeiten, in die der Sergeant nicht eingeweiht wurde, und der Junge wurde sofort von höflicher Taubheit befallen, wenn man ihn danach fragte. Sie hatten die Vereinbarung getroffen, dass solche Fragen den Sergeant im Grunde nichts angingen, und er drängte ihn nicht. Trotzdem, insgeheim fühlte er die Notwendigkeit, es zu erfahren. Das war etwas, das er in Afghanistan verinnerlicht hatte: Im Krisengebiet befindet man sich immer im Einsatz. Selbst wenn man gerade von niemandem angegriffen wird, geht das Gefecht weiter. Hinterm Horizont und unter deinen Füßen spielte sich immer etwas ab; die gesamte Landschaft war dein Feind, und die Menschen konnten ihre Haltung von einer Minute zur anderen ändern. In den Hochtälern glaubten die Aufständischen nicht an den 11. September, nicht etwa, weil sie die Schlechtigkeit der Menschen anzweifelten, sondern weil sie sich nicht ernsthaft vorstellen konnten, dass es Hochhäuser gibt. Die Hälfte von ihnen dachte, dass es sich bei den Soldaten, gegen die sie heute kämpften, schlicht um Sowjets handelte, die nie abgezogen waren, und einige von ihnen gingen davon aus, dass die Russen lediglich für die Engländer die Kohlen aus dem Feuer holen sollten – wenn sie nicht sowieso darauf warteten, dass die Queen in all ihrer Pracht auftauchen und ihnen endlich schenken würde, was den Großvätern ihrer Großväter einst von Königin Victoria versprochen worden war. Sie hielten es nicht für unschaffbar, in einigen Wochen bis zum Buckingham Palace zu marschieren, wo ihnen Ihre Königliche Hoheit voller Freude eine Ziege zum Dinner braten würde. Es war keine Unwissenheit und keine Dummheit, es handelte sich schlicht um einen anderen Planeten, und hatte man eine Weile auf diesem Planeten zugebracht, konnte man es eben nicht mehr ertragen, etwas nicht zu wissen, auch wenn es unhöflich war, sich zu erkundigen.

Er seufzte und blickte sein Gesicht im Spiegel an: ein junges Gesicht im Grunde und zugleich das eines zu alten Mannes. Er war von einem Altersabschnitt in den nächsten gerutscht, ohne den Wechsel zu spüren, und was er hier vor sich hatte, war nun mit einem Mal

das Gesicht eines Vaters, nicht mehr das eines Sohnes. Ein kinderloser Vater, zugegeben, doch nichtsdestoweniger war er erschöpft, und seine Müdigkeit schien nie völlig zu verschwinden, ganz gleich, wie viel er schlief. Er fragte sich, ob es sich so anfühlte, vierzig zu sein, ob man sich einfach nie mehr so ganz wie man selbst fühlte und immer langsamer und langsamer und langsamer wurde.

Er legte sich ins Bett und schloss die Augen in der Hoffnung, dass dies eine friedliche Nacht werden würde, wusste aber schon, dass er träumen würde, weil man eben immer träumt.

Es sei denn, wie er eine Stunde später in sein Kissen knurrte, man schlief gar nicht erst ein. Dann träumte man nicht, man wurde bloß schwerer, und das Lager wurde immer unbequemer, und schließlich stand man wieder auf. Er war zu müde zum Lesen, eigentlich auch zu matt, um wach zu bleiben, und doch saß er nun hier. Wahrscheinlich lag es am übermäßigen Teetrinken oder einfach an Mancreu. Es hieß, es gebe hier einen Wind, der einen um den Schlaf brachte – er hatte einen Namen, der dem Sergeant jedoch nicht einfallen wollte. In Mancreu gab es Dutzende Winde, und alle hatten angeblich eine andere Wirkung. Wind, der die Milch sauer werden ließ, und Wind, der die Fische vertrieb, Wind, der in den Bäumen seufzte, und Wind, der zur Untreue verführte. Es waren Geister, die mit diesen Winden kamen. Er fragte sich, was diese alten Gespenster wohl über den derzeitigen Zustand von Mancreu denken mochten. Vermutlich waren sie nicht sonderlich erbaut.

Er kletterte aus dem Bett und zog sich seinen Morgenmantel aus hellbraunem Vlies über, den er zusammen mit einem Paar Haflinger-Slipper im Internet bestellt hatte. Die Slipper waren recht bequem, der Mantel dagegen war zu warm und saß zu eng am Körper, wie zu viel Ketchup auf Pommes frites.

Er nahm eine Taschenlampe von seinem Nachttisch und streifte durch die Korridore, suchte etwas, ohne zu wissen, was. Einen Platz, an den er sich setzen konnte. Beinahe wäre er zum Nachrichtenraum gegangen, um die eingehenden Mitteilungen zu lesen, riss sich

aber zusammen. Wenn er sich vor diesen glühenden Monitor setzen würde, um zuzusehen, wie der News-Ticker des britischen Establishments freudige Nachrichten und Schreckensmeldungen aus aller Welt ausspuckte, wäre es endgültig vorbei mit dem Schlaf in dieser Nacht. Stattdessen zog es ihn in den Wintergarten auf der Seeseite des Hauses, wo er in die Nacht hinausspähte. Es war kalt dort, aber das passte ihm gut – er setzte sich und starrte über den Garten aufs Wasser und das Auf und Ab der Wellen.

Etwa zu der Zeit, als Raoul, der Schreiber, geboren wurde, trat Mancreu in die Moderne ein. Ein franko-niederländischer Chemiekonzern errichtete im rauen, trockenen Hinterland auf der ungeschützten Südseite der Insel ein Werk. Die Leute hielten es für einen guten Handel: nutzloses, unwirtliches Land im Austausch gegen genug harte Währung, um ein Kino zu bauen, alle zehn Jahre den Hafen auszuschlänmen und in diesem von aller Welt abgeschnittenen, hoffnungslosen Garten Eden die Mühsal des Lebens zu lindern. Zu ihrer Freude fanden die Ingenieure in großer Tiefe Hohlräume mit Trinkwasser, das durchs Gestein vom Meer aus gefiltert wurde. Sie pumpen es hinauf, um den Durst der Arbeiter zu stillen, während Beauville auf der Nordseite wuchs und prosperierte und sich zu einer beliebten Zwischenstation für den Handel im Arabischen Meer entwickelte. Als die Zeit heranrückte, um sich wegen der Entsorgung der Chemieabfälle Gedanken zu machen, schien die Lösung offensichtlich: In die Höhlen, die das hochgepumpte Trinkwasser hinterlassen hatte, presste man die Nebenprodukte der industriellen Produktion, bis eines Tages im Frühjahr 2004 der Boden bebte, sich die Tektonik verschob und unter den Hohlräumen Magma aufstieg.

Im Rückblick musste man sagen: Eine gemalte Segnung von den spinnenfinken Händen des weißen Raoul wäre vermutlich genau das Richtige gewesen, denn es war wohl der Teufel, der seine Finger im Spiel hatte. Der Schwefelofen tief unter Mancreu kochte und schäumte, und in seinem feurigen Herzen wurden neue, seltsame Verbindungen geboren und rekombiniert. Unbekannte, ja, gänzlich

ungeahnte finstere Substanzen brodelten in der Tiefe, um schließlich durch Risse an der Oberfläche auszusickern und in einer riesigen Felsspalte immer höher hinaufzudrängen. Dort bildete die dubiose Brühe einen gewaltigen Ballon, über dem sich die feine Membran der Erde straffer und straffer spannte, bis ein Bauer beim Pflügen schließlich die oberste Schicht durchstach und einige Tausend Fuß in die Luft und ganze zwei Meilen weit fortgeschleudert wurde, sodass er wie ein brennender Engel mitten hinein ins Hafenviertel von Beauville stürzte. Ihm nach folgte ein warmer Nebel, der Juckreiz auslöste, sonst aber nichts.

Diese erste Giftwolke brachte die halbe Insel um ihre Kiefern und Büsche und ließ die weißen Felsen von Beauville verschrumpeln wie Wachsfiguren, die zu nahe ans Feuer gekommen waren.

Sieben Monate später folgte die zweite Wolke: für Menschen harmlos, doch tödlich für Nager, und so waren die Hochtäler von Beauville bald schon erfüllt vom Gestank toter Marmeltiere. Die Seemöwen und die Spinnen fraßen sich fett an ihren Kadavern.

Die dritte Wolke brachte die Fische dazu, ihr Geschlecht zu wechseln, und sorgte für eine Welle der Lust und Hemmungslosigkeit auf Mancreu. Noch Monate später erinnerte man sich an diese Zeit als eine einzige große Party, doch die Kinder, die aus den leidenschaftlichen Paarungen in der Wolke hervorgegangen waren, konnten nicht sprechen. Ein deutscher Spezialist, der eigens eingeflogen wurde, um das Phänomen zu untersuchen, stellte fest, dass der gesamte für die Sprachentwicklung zuständige Hirnbereich – das Broca-Areal – bei diesen Kindern fehlte. Auch bei einer erwachsenen Frau, die sich während des ersten Austretens der Wolke direkt am Berghang befunden hatte, sah es aus, als hätte sie jegliche Sprachfähigkeiten eingebüßt, doch da der Spezialist sie nicht finden konnte, ließ sich das nicht endgültig bestätigen. Es sei traurig und beängstigend, sagte er, wenn es denn stimmte. Nichtsdestoweniger war der Mutterkonzern überaus interessiert an der Wolke, man sah ein Potenzial für die Behandlung von sexuellen Funktionsstörungen und meldete mehrere Patente an.

Die Geologen befanden, dass der Kessel unter Mancreu noch immer brodelte und auch keinerlei Anstalten machte zu erlöschen. Die seltsame Brühe im Inneren sei proteisch, wie sie erklärten. Unmöglich vorauszusehen, wie sie sich als Nächstes verhalten würde. Am besten man versiegelte sie, wenn möglich – doch wie man das anstellen sollte, dazu hatten sie keinerlei Vorschläge. Ein wagemutiger Geselle rechnete zudem aus, dass die Menge der freigesetzten Chemikalien bereits die Menge der in den Berg hineingepumpten Stoffe deutlich überschritt. Er lotete die Tiefen mit einem improvisierten, sechshundert Meter langen Messstab aus und meinte, die Flüssigkeit sei vermutlich organisch, sogar biologisch.

Diese Vermutung sollte sich bestätigen. Ein Team japanischer Xenobiologen – die es eigentlich gewohnt waren, Mutmaßungen über das Leben auf anderen Planeten anzustellen und fremdartige Spalten auf dem Meeresgrund zu untersuchen – stellte fest, dass der gesamte Prozess eine Kolonie von Kleinstlebewesen in den tiefen Gesteinsschichten hatte entstehen lassen. Diese Protozoen verwandelten einfache Minerale in Brennstoff für die unausgesetzten chemischen Reaktionen, woraufhin andere Mikrobenarten die Abfallstoffe zusammen mit dem Wasser in Nahrung für die erstere Spezies umwandelten. Ein hervorragendes Beispiel für die erstaunliche Anpassungsfähigkeit des Lebens, wie die Wissenschaftler sagten. Sie waren überaus beeindruckt, standen sogar kurz davor, in große Fröhlichkeit auszubrechen, da sie einen würdigen Gegner gefunden hatten. Gelehrte Untersuchungen wurden verfasst, doch Lösungsvorschläge enthielten sie nicht.

Tatsächlich befand sich das Team heute noch immer vor Ort, eine Kolonie selbstbewusster Wissenschaftsnerds, die in einem abgelegenen Dorf voller Seismografen und mobiler Zentrifugen lebten, das aus altmodischen Nissen-Hütten und modernen geodätischen Kuppelbauten bestand. Von ihnen kannte der Sergeant im Grunde nur die Projektleiterin, Kaiko Inoue, die jeden zweiten Donnerstag mit dem Jeep nach Beauville kam, Lebensmittel einkaufte und einige kleine Flaschen importierten Whisky. Das japani-

sche Team liebte Whisky, hatte ihn auf eine Weise zu einem Fetisch erkoren, wie es nicht einmal dem patriotischsten Schotten gefallen wäre. Die Wissenschaftler konnten die genaue Herkunftsgeschichte angeben, die ideale chemische Zusammensetzung des Torfes und die perfekten Bedingungen für die Fassreife, ja, sie hatten sogar eine spezielle und sehr ernsthafte formelle Zeremonie für die Verköstigung entwickelt. Einmal war der Sergeant von den Xenobiologen dazu eingeladen worden. Drei Stunden lang hatte er in der Hocke gesessen und ihnen zugesehen, anfangs noch amüsiert, dann voller Ungeduld und schließlich mit einiger Ehrfurcht, während sich die Japaner durch elegante und präzise Abläufe bewegt und der aufsteigende Geruch des Talisker ihn benommen gemacht hatte. Als er endlich den ersten Schluck kostete, fühlte es sich himmlisch an. Seine schmerzenden Muskeln waren vollkommen vergessen, und dieses eine Glas ohne Eis oder Wasser war das beste seines ganzen Lebens gewesen. Kaiko Inoue hatte derweil begonnen, selbst Whisky herzustellen. Sie nannte ihn *Uisge Beatha vom Inselende*, und er durfte erst getrunken werden, wenn Mancreu in Schutt und Asche lag. In zehn Jahren würde sie mit ihrem Team in Osaka sitzen, vielleicht auch erst in zwanzig, im Haus ihres Vaters, der ebenfalls Xenobiologe war, und gemeinsam würden sie das Siegel von einem der Fässer aufbrechen und den Inhalt kosten. Erst dann würde sie wissen, ob sie ihre Zeit vergeudet hatte.

»Sie müssen dazukommen«, hatte Inoue gesagt. »Sie müssen kommen! Wir werden um diesen Ort weinen, aber wir werden auch den Ententanz tanzen.« Den sie, zur großen Freude und vollkommenen Verblüffung ihrer Assistenten, auch gleich vorgeführt hatte. Der Sergeant fühlte sich nicht immer wohl in Gegenwart von Wissenschaftlern, doch Inoue war anders. Sie war anmutig, und sie gab ihm das Gefühl, ganz er selbst sein zu können. Sie war fröhlich, und manchmal lackierte sie sich ihre Fingernägel in knalligen Kaugummi-farben.

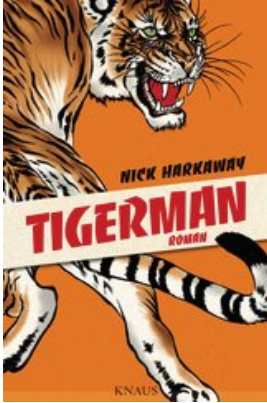
Zweiundzwanzig Wochen, nachdem sie ihren allerersten Bericht eingereicht hatte, stieß die Insel eine weitere Wolke auf, und ein völ-

lig verrücktes Wetter trug sie übers Meer Richtung Osten. Auf den Malediven wurden zweitausend Menschen von einem Mehltau befallen, der vorübergehende Blindheit mit sich brachte und die Haut grün färbte vor Chlorophyll. Regierungen beriefen Konferenzen ein. Die Bergspalte musste ausradiert werden. Ganz offensichtlich stelle sie eine große Gefahr dar, wie man den Vertretern der Presse sagte, die sich begierig versammelt hatten. Sollten die symbiotischen Kleinstlebewesen in den Ozean gelangen, wäre alles menschliche Leben auf der Erde womöglich in höchster Gefahr. Außerdem könnte aus Mancreus Schlund gut und gerne etwas auftauchen, das sich von Plastik nährte oder von Silizium oder das Rohöl verschlang, sodass es aus wäre mit der Grundlage jeglicher industrieller Zivilisation. Wenn die Berge für einige Monate ruhig blieben, bedeutete das bloß einen Aufschub.

Für die Krise wurde eine neue Klassifikation formuliert. Mancreu wurde zur ersten Interventions- und Opferungszone der UNO sowie der Weltgesundheitsorganisation erklärt, zu einem Ort, der so entsetzlich verseucht war, dass er mittels Feuer sterilisiert werden musste. In Rücksichtnahme auf die Inselbevölkerung, auf ihr stolzes Erbe und ihre Kultur, wurde die Ausführung bis zu einer vorbehaltenen Schlussuntersuchung aufgeschoben. In der Zwischenzeit aber wurde aus Mancreu eine Art Casablanca, in dem, dank seines Todesurteils, ein unsicherer Rechtsstatus einzog. Durch internationalen Beschluss wurde die Insel ihrer eigentlichen Territorialmacht aberkannt, und Großbritannien gab sie auch freudig ihrem eigenen Untergang anheim. Nun wurde sie zwar von niemandem beansprucht, war aber immer noch da.

Dann tauchte die Schwarze Flotte am Horizont auf, und die Insel wurde in Wartehaltung versetzt.

In Wartehaltung, genau wie der Sergeant selbst, der kurze Zeit später auf der Insel eingetroffen war und inzwischen längst hätte nach Hause zurückgekehrt sein sollen. Nun, er hatte keine Eile. So saß er im Wintergarten von Brighton House und lauschte den Geräu-



Nick Harkaway

Tigerman

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 448 Seiten, 15,0 x 22,7 cm

ISBN: 978-3-8135-0670-9

Knaus

Erscheinungstermin: August 2015

Auftritt für einen Superhelden der besonderen Art

Giftiger Regen, der den Kindern die Stimme raubt. Ein unterirdisch brodelndes toxisches Gemisch, das an die Oberfläche drückt – das Ökosystem der Insel Mancreu ist dank skrupelloser Chemiekonzerne komplett verseucht. Die internationale Gemeinschaft beschließt die Zerstörung der Insel, was allerlei Gesindel auf der Jagd nach schnellem Profit anzieht. Eine echte Herausforderung für Ordnungshüter Lester Ferris. Und dann ist da noch der Junge: ein Comicbuch-verrücktes Straßenkind, das Lester als Herz gewachsen ist. Er hat sich geschworen, ihn zu beschützen – und muss zu einem außergewöhnlichen Helden werden.

Auch in Nick Harkaways neuem Roman spielt wieder ein Ensemble skurriler, fein gezeichneter Figuren auf, angeführt von einem ziemlich angekratzten Superhelden, der der Grenze zwischen Gut und Böse mehr als einmal gefährlich nahe kommt.



[Der Titel im Katalog](#)